

SVEN-MARKUS KNAUF

Vom Glück, in MV zu leben

Eine Familie, ein Land, eine Leidenschaft:
Mecklenburg-Vorpommern



MV gewidmet



Vorwort

Wir finden es toll hier! Gleichsam zum Dank ein Buch zu schreiben, das zeigt, wie schön es ist, hier zu leben – das war mein Anliegen. Damit sollte es für Auswärtige, die nur mal schnuppern wollen, ebenso taugen wie für glückliche Hiesige (zur Bestätigung) und Hiesige, die zeitweise an ihrem Glück zweifeln (zur Bestärkung).

Besonders intensiv und doch behütet gestaltet sich die Kontaktaufnahme oder -vertiefung mit einem »neuen« Land ja, wenn einem dabei eine Gastfamilie zur Seite steht. Also kommen Sie mit uns! Sie können sicher sein, hier keine konstruierte Story vorzufinden, in der gedungene Kinder platt als Stichwortgeber auftreten, damit ihre Eltern diese für eine Erzählung ausschlichten und so Werbung für ihre Heimat machen können. Sie finden im Folgenden einen unaufdringlichen Zugang zu unserem Bundesland, in dem diese Familie Sie einlädt, mit ihr nach und nach Geschichte, Landschaft und Leute kennenzulernen und ihr etwas beim Leben in MV zuzusehen:

- 1 Ein ganz normaler Mann, der dieses Land aus reiner Lust am Meer einst aufgesucht hat und seither kaum je noch verlassen will,
- 2 seine ähnlich normale Frau, die von hier stammt, wegging, alsbald aber wiederkam,
- 3 und ihre ganz normalen Kinder unterschiedlichsten Alters, deren Leidenschaft für das Land entwicklungstypischen Schwankungen unterworfen ist und die beileibe nicht immer gleich und zu jeder Erkundungstour Lust

haben, dann aber – oft – doch mitkommen, sogar Spaß daran haben und nicht selten ihren ganz eigenen Beitrag zum Gelingen leisten.

Das reibt und holpert schon mal. Aber am Ende wird vermittelt worden sein, dass es ein Glück ist, in MV zu leben! Lassen Sie es darauf ankommen!



Prolog am Meer



Mein Traum, für den ich Auszeichnungen wegen besonderer Originalität nicht beanspruche, war zeitlebens, eines Tages sagen zu können: Ich muss nur leicht den Blick heben, dann sehe ich, in meiner Wohnung am Tisch sitzend, durch die breiten Verandafenster über den Dünenstreifen das Meer. Nun ist es so weit. Ich muss nur leicht den Blick heben, dann sehe ich, in meiner Wohnung am Tisch sitzend, durch die breiten Verandafenster über den Dünenstreifen das Meer. Das schreibt sich nicht einfach so hin bei einer in Deutschland spielenden Geschichte, die Buchstaben schmiegen sich vielmehr aufs Papier wie sanfte Salbe: Ich blicke auf und sehe das Meer. Die Maklerin legte großen Wert darauf, dass man von dieser Wohnung aus selbst im Sitzen das Meer sehen könne, und ich auch. X Roadmovies und andere Filme und Filmchen handeln von der Sehnsucht der Städter nach dem Meer, das nach hartem Kampf gegen zahlreiche Widerstände mit großer Mühe und meist erst Minuten vor dem Happy End erreicht wird, und ich blicke einfach auf und bin in Sekundenbruchteilen mit den Augen dort, obwohl ich in Deutschland lebe und keine Tricks anwende. In diesen Momenten ist es gut, im so ziemlich äußersten Nordosten Deutschlands zu Hause zu sein.

Man kann auf die eigenartigsten Weisen zu einer Wohnung in Warnemünde, erste Reihe, mit Strand- und Meerblick, kommen. Sogar durch Zufall. Nehmen wir mich. Ich hatte, meine Altersversorgung im Blick, über ein Haus in der Innenstadt verhandelt, als der Verkäufer es sich plötzlich mitten in der schönsten Teppichhändlerphase (»Ich feilsche auch nicht, wenn Sie mir dafür mit dem Preis entgegenkommen ...«) anders überlegte und mich

telefonisch wissen ließ, er habe eine der Wohnungen in dem Haus anderweitig verkauft. Nun wollte ich die anderen beiden auch nicht mehr und marschierte die Warnemünder Wasserkante entlang, um mein Kopfschütteln über diesen so unnorddeutsch wankelmütigen Zeitgenossen in den Griff zu bekommen, den ich bis vor wenigen Stunden noch für meinen Geschäftspartner gehalten hatte. Auf dem Rückweg über die Promenade – mein Kopfschütteln war etwas abgeklungen und verlangte nach mehr Windstille – das Überraschende: An einer Wohnung in einer der Villen in der ersten Reihe, denen mit dem unverbauten und unverbaubaren Meerblick, hing ein »Zu verkaufen«-Schild! Genau genommen war es ein »Zu Verkaufen«-Schild, weil es zu den besonderen Merkmalen des prominenten Maklerbüros gehört, das da tätig war, seine Werbeschilder – meiner Meinung nach – dudentechnisch falsch zu beschriften, aber das kam ja hier denn doch letztlich aufs Gleiche raus (zumal ohnehin, meiner Meinung nach, »zu kaufen« gemeint war, denn jemanden, der die Wohnung verkaufen wollte, hatte der Makler ja offenbar schon gefunden, aber genug jetzt der Klugschnackerei).

Ich nahm nicht weiter Notiz davon und fuhr nach Hause. Doch einen und auch zwei Tage später meldete sich immer noch gelegentlich der Gedanke an dieses Maklerschild, und ich erwog, der Sache ein wenig nachzugehen, man konnte ja immerhin einmal erkunden, um was für eine Wohnung es sich handelte. Ganz vielleicht war es ja eine nicht ganz so große Wohnung, die zu dem Preis zu bekommen war, den ich in der Stadt für das Haus zu zahlen bereit gewesen wäre. Und wenn man vorerst an Feriengäste vermietete, konnte man bei Bedarf trotzdem auch selbst dort sein, und es spränge vielleicht zusätzlich noch die erhoffte Altersvorsorge dabei heraus. Oder ein Alterssitz. Allerdings führten mich meine Wege einstweilen nicht nach Warnemünde. Gerade mal, dass ich es schaffte, an einem sonnigen, windigen Freitagnachmittag die Räume des Maklerbüros in der Innenstadt aufzusuchen. Ich fühlte mich eigenartig in Blouson und mit zer-

zaustem Haar im teuer-kühlen Ambiente der Häuserhändler, aber ich war latent kaufflustig, und das gab den Ausschlag. Ich wurde, nach Ablegen der Jacke nun Jeans und Pullover tragend, mitteldiskret gemustert, durfte im Besprechungszimmer Platz nehmen und erfuhr, dass die Wohnung, an der ich das Schild gesehen hatte, die richtige Größe hatte, sehr gut für eine Ferienvermietung taugte und – so gut wie verkauft war. Warnemünde, erste Reihe eben. Meine ehrliche Enttäuschung aber muss Vertrauen begründet haben. Denn ich erfuhr, dass in einem anderen, ruhiger gelegenen Haus eine weitere Wohnung disponibel sei, die meinen Vorstellungen in ähnlich guter Weise entsprechen könnte. Für den darauf folgenden Montag vereinbarte ich einen Besichtigungstermin.

Der Montag war kalendarisch einen Tag vor dem Sommerbeginn, aber das Wetter war schon wieder windig und diesmal obendrein kalt. Die Villa mit der Wohnung hingegen, vor der mich die Maklerin auf der obersten Stufe der repräsentativen Eingangstreppe empfing, war strahlend weiß und schön anzusehen.

Dann kam es zu dem Gespräch, in dem die Dame mich davon überzeugt hatte, dass man von hier aus über die Düne hinweg so eben sogar das Meer sehen konnte. Und wenige Tage später gehörte die Wohnung uns. Meiner Familie und mir!

Und das hatte, nur so zum Beispiel und Vorgeschmack auf das Kommende, zu Beginn der letzten Sommersaison Auswirkungen wie folgt:

»Ich mach' die Erde rund!« Eines Morgens hörte ich diese großen Worte, und etwas patschte auf meine Decke, und gleich darauf wurde es feucht an meiner Wange.

Mein Erwachen aus einem Traum, in dem Anbaden, Sand und erster Strandtag eine Rolle gespielt hatten, fiel brüsk aus, ich knallte, ahnend, dass mein Söhnchen mir etwas mitzuteilen hat,

nur so die Augen auf und sah: Früh schimmerte es durch die Vorhänge. Vor mir stand unerwarteterweise mein Sohn, drei Jahre. Der Wecker zeigte die Zahlenfolge 6:21. Indes, mein Sohn trug eine Schirmmütze, sein Sonnenmonokel (längst hat die Brille nur noch ein Glas), Badehose, vertauschte Gummistiefel und einen Piratenpullover. An dessen langen Ärmeln zupelte er und versicherte mit sehr gewissenhaftem Ausdruck ein ums andere Mal: Ich mach' die Erde rund! Ja, mein Kind, wenn du wüsstest, wie recht du hast, wer, wenn nicht du, macht für mich die Erde rund, aber wie wäre es etwas später? Inzwischen saß ich auf der Bettkante, die um diese Zeit besonders kantig ist, nahm wahr, dass Elle, das Glück meines Lebens, durch Augenkneifen zu leugnen suchte, dass sie etwas wach und Zeugin des Geschehens war und verstand: Er versucht zu sagen »Ich mach' die Ärmel hoch!« Und jetzt war ich auch wach genug, um misstrauisch zu werden: Warum tut er das? Und warum sagt er mir das? In diesem Aufzug? Sind die Ärmel Spitze eines Eisbergs, der mich insgesamt interessieren sollte?

Ich schob ihm die Ärmelchen hoch, tauschte die Gummistiefel aus und fragte listig: »Willst du mir was zeigen?«

Und wie er wollte! Ich ließ mich Richtung Wohnungstür lotsen. Kurz vor dem Ziel erwartete uns seine Schwester, luftiges Kleidchen, Sonnenhut, Sandaletten, seinerzeit sechs Jahre, 6:27 Uhr. Der Boden war übersät von Sandförmchen, Aufblasieren, schwerem Schaufelgerät. Im Grunde vermisste ich nur ein Schlauchboot. Ich selbst hatte das alles abends zuvor, ungefähr hier, sorgfältig aufgestellt, den kommenden Tag als ersten Strandtag des Jahres vorrühmend. Und der war nach der Definition meiner Kinder heute, war jetzt! Das Wasser im Eimerchen stammte allerdings nicht von mir. Und auch nicht die Muscheln von der Fensterbank darin.

Erklärend plapperte es aus der ebenfalls hellwachen Mittelgroßen: »Papa, Papa, wir haben schon mal angefangen. Zum Strand wollten wir nicht allein, da haben wir hier gespielt, Peter hat dann die Muscheln in den Eimer geworfen, und ich habe

ihm gesagt, die kann er nicht so wieder rausholen, dazu musst du ihm die Ärmel hochmachen.«

Gut, dass sie nicht »hochkrepeln« gesagt hat. Dann hätte er mich womöglich mit einem entschlossenen »Ich kremele die Erde um!«, also gleichsam mit der Steinschleuder, aus dem Siebenachtelschlaf katapultiert. So aber: Wie wahr, mein Kind, wie wahr. Und wie aufmerksam. Und wie froh war ich, dass die Wohnungstür zweifach abgeschlossen war. Und wie würde ich dem ersten heute gehörten Satz gleich am Strand nachhängen, wo wir schätzungsweise gegen 7:03 Uhr eintreffen würden. Den Horizont würde ich sehen, wegen der Erdkrümmung, der Rundung eben, aber nicht darüber hinaus, und wieder wohligh wissen: Ihr macht meine Erde rund!

Beginnen wir aber ruhig von vorn.



Teil 1



MV – Meer und Verstand

Von den Merkmalen, die gängigerweise in Deutschland zum Schriftsteller qualifizieren, erfülle ich leider nicht eines. Ich bin nicht alt genug, um irgendeinen Kriegsaspekt nun auch noch aus meiner beispiellosen Perspektive beleuchten zu können, bin aber auch nicht blutjung genug, um als die Nachwuchsentdeckung durchgehen zu können. Ich habe das falsche Geschlecht, um in irgendeiner Weise als »Fräuleinwunder« in Frage zu kommen. Mein Wohnort ist absolut nicht Berlin, die, so könnte man ja manches Mal glauben, einzige Stadt, in der man in Deutschland »Kultur machen« kann. Wenn überhaupt. Meine Sexualität zeichnet sich weder durch Obsessionen noch durch völlige oder weitgehende Abwesenheit aus. Gleiches gilt für meine religiöse Einstellung. Ich habe nicht in unbedingt berichtenswertem Umfang unter meinen Eltern oder meiner Jugend gelitten und gehöre keiner gängigen Minderheit oder Randgruppe an bzw. wüsste zumindest nicht, welcher. Gut, ich habe Kinder, mehr als die deutschnormale 1,37 noch dazu, aber dazu später. Ich habe keine Kontakte zum Fernsehen. Ich bin nicht erwähnenswert krank und will auch nicht über die Bewältigung einer heuschnupfenbedingten Persönlichkeitskrise eines Angehörigen schreiben. Und ich war auch nicht jung in der DDR oder habe ganz besonders bewusst als »Ossi« die »Wende« mitbekommen, so dass ich jetzt meine Sicht der letzten Züge der Vorwendezeit im Osten vor der geneigten Leserschaft auftürmen könnte. Ich bin kein »Publizist«, der sich mit mindestens einer Hand im Gesicht

in nachdenklicher Pose ablichten lässt und dann über viele Seiten darlegt, dass im Osten alles schlecht war. Ich bin aber auch kein »Publizist«, der sich mit mindestens einer Hand im Gesicht in nachdenklicher Pose ablichten lässt und dann über viele Seiten meint, dass im Osten *n i c h t* alles schlecht war. Ich war schlicht nicht dabei, also kann ich es nicht wirklich wissen, lasse mir aber bis heute fast täglich berichten und sehe ohne Urteil zu, wie der Ossi selbst mit seiner Vergangenheit und insbesondere denjenigen umgeht, die für das wohl weniger Schöne an dieser Vergangenheit verantwortlich sind (dafür wird mich mancher im Westen ächten, das verschmerze ich, denn der weiß im Zweifel noch weniger als ich, wovon er redet). Natürlich habe ich nach inzwischen fünfzehn Jahren Ossimilierung als gebürtiger Wessi zu diesen Dingen eine Meinung, aber die verrate ich erst nach und nach in diesem Buch, wenn ich hoffen darf, sie verständlich hergeleitet und erklärt zu haben. Und ein Glücksritter, also einer der im Westen um '90 herum Gescheiterten oder im Scheitern Begriffenen, die dann im Osten die in der Geschichte wohl (fast) einmalige Gelegenheit hatten, nicht nur neu anzufangen, sondern sich gleich noch ein bisschen als Held aufführen zu dürfen und oft das Bild des Besserwessi, des dilettantisch-klugscheißerischen Möchtegerns zu zementieren, mit dem noch mindestens eine Generation nun kämpfen müssen (»der Fuchs ist schlau und stellt sich dumm, beim Wessi ist es andersrum«) – so ein Glücksritter war ich auch nicht. Es war für mich altersbedingt einfach zeitlich gar nicht zu schaffen, 1989/90 schon einmal so richtig auf die Schn... gefallen zu sein. Tja, und schließlich bin ich auch kein aufs Polarisieren erpichter Journalist, der nun unbedingt seine höchst subjektive Sicht zum Ost-West-Thema verallgemeinern und dann verkaufen will. Deshalb schiebe ich zum bösen Stichwort des »Besserwessi« von eben auch sogleich neutralisierend nach, dass natürlich in den Nachbeitrittsjahren (ja, im Bemühen um eine neutrale Terminologie werde ich im Paragraphenjargon von »Beitritt« und »Beitrittsgebiet« sprechen, wo andere »Wende« und »Neufünfland« sagen) auch viele Menschen mit vollständig

hehren Absichten ins Beitrittsgebiet gezogen sind und oft sicher auch mit bester Absicht und schönem Erfolg statt Kolonialisierung vernünftige »Vereinigung« im positiven Sinne bewirkt haben. Aber nicht einmal zu denen gehörte ich. Ich war einfach jung, im tiefen Süden Deutschlands aufgewachsen, und wollte ans Meer, am liebsten an ein Meer, das verlässlich da und nicht gezeitenbedingt immer zwischen Ebbe und Flut hin- und hergerissen und zu den Besuchszeiten nur als feiner Streifen am Horizont erkennbar sein würde. Und deshalb (zunächst einmal nur deshalb – man könnte schlicht von einem weder historisch noch politisch, sondern allein gezeitenbedingten Zufall sprechen) zog ich 1996 in Deutschlands Osten. Denn so ein Meer gibt es in Deutschland nur im Norden, vorzugsweise im östlicheren Norden. Im Grunde zog ich also, mich faktisch nur minimal ostwärts bewegend, aus Deutschlands Süden in den Norden. Aber ja, ich überschritt im Zuge dessen auch eine Grenze, die zuvor für eine gewisse Zeit deutsch-deutsche Grenze gewesen war. Na, wenn schon!?

Und schloss so zunächst eines Abends eine Wohnungstür, die nun meine Wohnungstür war, in Malchin. Das liegt mitten in Mecklenburg-Vorpommern (und lassen Sie uns gleich damit anfangen, korrekt Meecklenburg-Vorpommern zu lesen, mit langem »e« trotz des »ck«, denn wenn man sich's einmal falsch angewöhnt hat, behält der Landesname sonst immer so einen meckernden Klang, und dazu gibt es, da mögen andere nun behaupten, was sie wollen, keinen Grund, wie wir noch ausführlich sehen werden). Ich war damals in der Ausbildung, wollte zu deren Fortsetzung an das gelobte Meer, an die Ostsee wechseln. Das klappte mit Malchin nur so ungefähr, denn das liegt mitten in Mecklenburg-Vorpommern (bitte denken Sie an: Meecklenburg) und damit eine runde Stunde Fahrtzeit vom Meer entfernt. Aber meine erste Stelle bekam ich eben hier. Hintergrund ist, dass die Vergabe der Referendarsstellen in Mecklenburg-Vorpommern sich hinsichtlich ihrer geographischen Attraktivität wohl sinngemäß nach den Vornoten der Bewerber richtete. Je besser die

Note, desto attraktiver der Ort, den man zugelost bekam. Natürlich gab es weit weniger Stellen als Bewerber. Also ordnete die Referendarverteilungsstelle erstmal jeder zu vergebenden Stelle einen Bewerber zu. Das reichte, wenn ich mir das richtig habe berichten lassen, im ersten Durchgang für rund ein Drittel von uns. Darunter ich. Allerdings im deutlich hinteren Bereich, denn innerhalb dieses besten Drittels der Bewerber, gehörte ich, dazu kann ich heute stehen, eher zum Bodensatz. Also wurde mir das nicht ganz so augenfällig hochklassige Malchin zugeteilt. Oder ich ihm, wie man's nimmt. Unfair konnte man dabei finden, dass natürlich von den vor mir Platzierten an den schickeren Orten wie insbesondere Rostock noch wieder welche absprangen, weil sie es woanders meinten noch besser treffen zu können. Auf deren Plätze rückten dann nicht wir nach, nein, wer einmal einen Ort hatte, behielt den. Auf die Plätze dieser Abgesprungenen rückten dann zuvor unberücksichtigt gebliebene Notenschwächere nach. So kam es, dass mir dann vom Meer, von Rostock oder Stralsund aus, Angehörige des juristischen Leistungsprekariats durch ihr einfaches Dorthingelostwerden eine Art Ätsch-Nase drehten, ohne dass sie das allerdings wussten oder mit Absicht gemacht hätten. Und ich konnte mir nun aussuchen, ob ich mich für das gewünschte Nachrostockgeschickwerden als zu schlecht (erster Durchgang) oder zu gut (Nachrückverfahren) ansehen wollte. Sei's drum, inzwischen ist ja alles bestens.

Dass es nun also Malchin sein sollte, erfuhr ich durch einen Anruf der Referendarstelle, die sich schon damals im nach dem Schweriner Schloß vielleicht sehenswertesten Gebäude Mecklenburg-Vorpommerns, im Ständehaus in Rostock befand. Allerdings wusste ich damals nicht, dass der Anruf von dort kam, wie schön das Gebäude ist und welche Rolle es in meinem Leben noch spielen sollte. Ich befand mich, als der Anruf einging, in Hamburg, und hatte glücklicherweise eine Landkarte zur Hand, weil sich der Anruf angekündigt hatte.

»Wir haben eine Stelle für Sie. Zum April geht's los!«

»Prima, und wo geht's hin?«

»Nach Malchin«, sagte die Dame am anderen Ende freundlich und ohne erkennbare Wertung.

»Wo ist das?«, fragte ich zerstreut, während ich schon die Karte absuchte. Ich war zwar mal im Land gewesen, sonst hätte ich es schwerlich der Ehre für wert befinden können, mich gleich dort hin zu bewerben, aber Malchin war mir nicht untergekommen bzw. in Erinnerung geblieben.

»Ungefähr in der Mitte«, sagte die Dame und schien sich an meiner Geografie-Hilfsbedürftigkeit nicht zu stören, mehr noch, sie schien sich gar nicht zu wundern.

»Malchow hätte ich anzubieten«, schlug ich vor.

»Haben wir auch, ist es aber nicht. Die Autobahn von Malchow noch bisschen nordwärts bis Güstrow und dann rechts, also ostwärts, ins Gebüsch.«

Wie klang das denn? Ich fand Güstrow, fuhr mit dem Finger ostwärts ins Gebüsch, fand die Beschriftung »Mecklenburgische Schweiz« und dann in der Tat: Malchin.

»Jawoll, ich hab's!«, freute ich mich und fragte: »Wie ist es denn da?«

»Was wollen Sie wissen?«, erkundigte sich die Dame, wobei ich erst später entlarvte, dass sie das mit leicht lauerndem Unterton tat. Damals hatte ich einfach das Gefühl, sie wollte jetzt allmählich auflegen, um weitere Bewerber von ihrer Zusage informieren zu können, mit denen sie dann vielleicht Erdmittelpunkte wie Waren, Röbel oder wiederum Malchow auf der Karte suchen würde.

»Na, was ist denn das für ein Ort?«, erläuterte ich meine Frage. »Ein Gericht muss er ja haben, aber sonst, sagen wir, im Vergleich zu Güstrow? Güstrow kenne ich, beschaulich, aber naja. Immerhin an der Autobahn. Wie also ist Malchin?«

Die Antwort der guten Frau werde ich nie vergessen. Weil sie den Nagel so exakt auf den Kopf traf, wie ich heute weiß. Weil sie meine erste ungeschützte Begegnung mit dem Mecklenburger

Witz war. Weil ich sie vielleicht als arroganter Juristennovize in dieser Zielgenauigkeit einer Beauftragten der Referendarsverteilstelle nicht zugetraut hatte. Die Dame, von der wir angesichts ihres Arbeitsortes annehmen wollen, dass sie etwas großstadtverwöhnt ist, von der wir aber auch angesichts ihrer Tätigkeit und des vorherigen Tons unserer Unterhaltung keinen Anlass haben anzunehmen, sie habe etwa verletzend oder schroff sein wollen, sagte vor ihrer Verabschiedung nur noch einen Satz. Sie sagte:

»Naja, in Güstrow sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht, in Malchin machen sie sich die Mühe nicht mehr!«

Zehn Tage später hatte ich meine damalige Wohnung in der Nähe des Bauchnabels der Republik gekündigt, meine Habseligkeiten in meinen Kleinkombi geladen und war auf dem Weg in meine neue Heimat in der Nähe des, vom Betrachter aus gesehen, rechten Auges des Landes: nach Malchin, Mecklenburgische Schweiz, zentrales Mecklenburg, wo Fuchs und Hase sich *n i c h t* gute Nacht sagen. Unterwegs machte ich mir lustvoll bewusst, dass es die Fahrt in eine neue Heimat sein sollte, die Fahrt in die neue Heimat nahe dem Meer. Es war eine aufregende Erfahrung gewesen, als ich, das Kind aus dem Süden, aus der Gegend des Bodensees, das das Meer nur als fernes, doch überaus erstrebenswertes Reiseziel gekannt und immer wieder angesteuert hatte, mir vergegenwärtigt hatte, dass jede Bewerbung um eine neue Anstellung auch die Bewerbung um ein neues Lebensumfeld, die Bewerbung um einen Wohnsitz dicht am Meer bedeuten konnte. Ich war Ende zwanzig, hatte meine Hochschulausbildung abgeschlossen, war niemandem Rechenschaft oder Unterhalt schuldig, ich konnte gehen, wohin ich wollte. Und ich wollte – ans Meer.

Was sage ich heute? Ich sage: Es kommt ja immer darauf an, wie man allgemein veranlagt ist und was man im Besonderen möchte. Ich bin im Allgemeinen eher ein Stadtmensch und suchte im Besonderen einen Ort zum Leben und Arbeiten. Da traf Malchin, ein durchaus sympathisches Ackerbürgerstädtchen

von knapp zehntausend Einwohnern, meinen Geschmack eben nun einmal nicht so ganz. Wollte man indessen zum Beispiel ein Wochenendgrundstück am See oder einen guten Wels (das ist ein dort heimischer, wohlschmeckender, bisweilen sehr großer Süßwasserfisch) oder paddeln oder Rad fahren, dann wird man in und um Malchin ganz sicher fündig werden. Ja, auch wir sind es seit meinem Wegzug aus Malchin und der Familiengründung in Rostock bei so mancher völlig freiwilligen späteren Fahrt dorthin noch so manches Mal geworden. Nicht zuletzt übrigens weiß ich, und das meine ich überhaupt nicht böse, mein Rostock und die See durch das retardierende Moment der vorherigen Malchinverschickung noch ganz anders zu schätzen. Aber nein, genug jetzt des subtilen Lästerns, es ist in Momenten der Muße wirklich schön dort. Malchin liegt nämlich im Hügelland der Mecklenburgischen Schweiz zwischen Teterow, dem geographischen Mittelpunkt Mecklenburg-Vorpommerns, und Stavenhagen, das sich nach einem der »Nationaldichter« des Bundeslandes *Reuterstadt* Stavenhagen nennt. Und zugleich vereint es die landschaftlichen Schönheiten des Kummerower Sees und des Malchiner Sees auf sich. Also: Als Ausflugsziel ist Malchin es wert, bekannt zu werden. Als Wohn- und Wirkungsort für jung Hinzugezogene möchte ich dem Fuchs-und-Hasen-Diktum der Referendarsverteilerin noch einen eigenen Satz von meinem ersten Abend in Malchin hinzufügen und dann schließen. Ich machte mich also im übersichtlichen Malchin kundig, wo meine Arbeitsstätte sein würde, suchte danach meine Wohnung (nach diversen studentischen Unterbringungsarten die berühmte »erste eigene Wohnung« für mich ganz alleine!) in einem sogenannten »Neubau« aus, wobei ich lernte, dass ein Neubaugebiet hierzulande nicht, wie mir aus der süddeutschen Herkunft bekannt, eine Ansammlung von frischen Einfamilienhäusern auf der vormals grünen Wiese, sondern erstmal nur den Gegensatz zum Altbaubereich meint: eine Ansammlung zu DDR-Zeiten errichteter Mehrfamilienhäuser, gern in Plattenbauweise. Ich fand eine schlichte, aber schöne Wohnung in einer eher kleinen, schön zentral gelegenen

»Platte« (aber mit Giebeldach, also kein »Arbeiterschließfach« im Flachdachkarton), sah mich im Ort und unter den Menschen um und beschied meine Eltern, die beunruhigende Arbeitslosenzahlen aus dieser Gegend gehört hatten, am ersten Abend am Telefon gelassen: »Netter kleiner Ort, nicht aufregend, aber bestimmt auch nicht gefährlich, und kaum Arbeitslose – alles Rentner!«

So also fing es mit mir und dem Meer und Mecklenburg-Vorpommern an. Sicher, Malchin war noch nicht ganz das Gleiche wie Meer, doch dort gab es die freie Stelle. Und die barg die Möglichkeit, sich später weiter zu bewerben. Über die Autobahn ist es von Malchin kaum über eine Stunde zum Meer. Damit war ich dem Meer jedenfalls näher als je zuvor, mit etwas Glück würde man es ahnen, an manchen Tagen schon riechen können. Malchin erreicht man von Westen her, wenn man das Hügel-land der Mecklenburgischen Schweiz um Teterow verlassen hat, hinter Remplin durch eine platte Flussebene und sieht es schon eine Weile lang voraus, wie es da um seinen Kirchturm herum zu schlummern scheint mit seinen rechtwinklig sich schneidenden Straßen und, an der höchsten Stelle des Geländes, dem Markt- platz. Es ist, ich sagte es, was man hierzulande liebevoll ein Ackerbürgerstädtchen nennt. Die alte Stadtbefestigung ist noch gut erhalten, Backsteintürme, eine standsicher-imposante Mecklenburgische Backsteinkirche, daneben das gelb herausgeputzte Rathaus und darum herum ein großer, seinerzeit bei meiner Ankunft fast völlig unbebaut freier Platz, der tagsüber teils als Grünanlage, teils als Parkplatz und an Markttagen zum Teil eben als Markt genutzt wurde. Über gleichsam »die Ackerbürgerstadt an sich« fand ich, als Beschreibung der Verhältnisse gleich nach 1800, zu lesen:

Hier wohnen die Ackerbürger. Das sind Bauern, deren Vorfahren schon seit Jahrhunderten in der Stadt ansässig sind, deren Äcker und Weiden aber draußen vor der Stadt liegen und die ihre Landwirtschaft in der Stadt selbst be-

treiben. Aus ihren schweren, hölzernen Hoftoren kommen jeden Morgen die Kühe und Ziegen auf die Straße hinaus und versammeln sich selbstständig am Stadtrand oder vor dem Stadttor. Dort nimmt der Gemeinschaftshirte sie in Empfang, der sie auf die Weiden hinaustreibt und sie abends wieder in die Stadt zurückbringt. – Manche der Ackerbürger haben selbst ihre Scheunen nicht außerhalb der Stadt, sondern unmittelbar neben ihrem Hause. Zwischen den Straßen liegen also Bauernhöfe, und im Herbst fahren hochbeladene Erntewagen durch die alten Stadttore die holperigen Straßen entlang und verschwinden in den weiten Toreinfahrten.

Ganz deutlich wird der liebenswerte besondere Charakter der mecklenburgisch-vorpommerschen Ackerbürgerstadt an einem Herbstabend. Dann liegt die späte Sonne auf den dunkelroten Dächern der niedrigen Häuser, die Fensterscheiben blitzen, und hohe Linden um den gedrungenen Kirchturm spinnen die letzten Sonnenstrahlen zu goldenen, zitternden Fäden. Über der Stadt aber, über Straßen, Markt und Kirche, über Tore, Wall und Rathaus liegt das feine Summen der Dreschmaschinen, das jede Hast und Unrast fortnimmt – auch heute noch! Dann strahlt die idyllische Landschaft ihren ganzen unvergleichlichen Zauber aus.

(Lüpke, Mecklenburg und Vorpommern, Würzburg 2002)

Ganz so ländlich ging es im Malchin des Jahres 1996 nicht mehr zu, hoch beladene Erntewagen und morgendliche Spontanreffen von Ziegen an der Stadtmauer sind mir weniger aufgefallen und auch keine spinnenden Linden, aber die Grundstimmung hat sich nicht verändert. Vom Mauerring ist noch viel erhalten, Wiekhäuser sind noch zu erkennen, jene Auskragungen der Stadtmauer zur effizienteren Verteidigung, die in dieser Region (besonders in Neubrandenburg, wo sie zu den wenigen bis heute erhaltenen geschichtlichen Sehenswürdigkeiten gehören) zu kleinen Häusern ausgebaut wurden.

Früher, sehr viel früher, tagte in Malchin im Wechsel mit Sternberg der hiesige Landtag. 1549 beispielsweise wurde in Sternberg zu Fragen der Reformation getagt, 1623 in Malchin zu Fragen, die die Position Mecklenburgs im Dreißigjährigen Krieg betrafen, aber dazu später. Zu DDR-Zeiten entstand und existierte hier die größte Silo-Anlage des Arbeiter- und Bauernstaates, ein gewaltiger Gebäudeblock mit einem turmartigen Aufbau in der Mitte: Fährt man um den Kummerower See, der nördlich an Malchin schwappt wie der Malchiner See im Süden, so kann man sich bei leichtem Dunst und halb geschlossenen Augen auch einbilden, der Silo-Monolith sei ein hochherrschaftlicher, wenngleich in dieser Gegend etwas monströser Schlossbau, zumal er mit seiner symmetrischen Silhouette und dem scheinbaren Türmchen in der Mitte gewisse Parallelen zum Schloss in Ludwigslust aufweist, auf das noch zu kommen sein wird. Außerdem fällt an Malchin das backsteinerne Bahnhofgebäude aus der ersten Eisenbahnblütezeit auf, das für einen heute völlig unbedeutenden Durchgangsbahnhof auf der Strecke nach Neubrandenburg und Pasewalk mächtig monumental ausfällt, dazu die vielen Schienenstränge, die hier verlaufen und auf denen, als ich hinzog, etliche Güterwaggons standen. Die Schienen und Wagen standen im Zusammenhang mit einem Bahnausbesserungswerk, das inzwischen jedoch nur noch zum Zerlegen und Abwracken fungierte. Eine Abdeckerei für Eisenbahnwagen also, die überdies, obschon einst bedeutender Arbeitgeber, mittlerweile selbst ihrer Stilllegung entgegendämmerte.

Ungefähr 9876 Einwohner hatte Malchin bei meinem Zuzug. Die Personen von öffentlichem Interesse waren, wie ich in den kommenden vier, fünf Tagen herausfinden sollte, die wenigen Richter, die ungefähr drei Anwälte, einige Ärzte und eine Architektin, die die entstehenden Neubauten des Ortes fast im Alleingang entwarf. Teterow und Stavenhagen, links und rechts, entwickelten sich an den ländlichen Umständen gemessen gut. Größere Industrieansiedlungen erfolgten im Laufe meiner ein-

dreiviertel Malchiner Jahre zuverlässig mal östlich, mal westlich meiner Wahlheimat. Für Malchin blieb wenig übrig.

Und für mich kam also eine Zweiraumwohnung im zweiten Stock in einem etwa dreißig Jahre alten »Neubau« heraus ... Und damit ging es weiter. Früher hätte ich »Zweizimmerwohnung« gesagt, schließlich verfügte die Wohnung neben dem Wohn- und dem Schlafzimmer noch über Küche und Bad, zwei weitere »Räume« also. Aber ich war gewarnt: Gleich nach der Vereinigung hatte ich eine Gelegenheit genutzt und mich mit einigen Begrifflichkeiten vertraut gemacht. »Plaste« für Kunststoffe, Plastik, etwa hatte ich besonders gern übernommen. Ein Wort wie ein Mundfurz für Materialien, die den Sinnen nichts bieten. Für Tastsinn und Augen reizlos, ein Totalausfall, geschmacklos sowieso. Und auch die »Raum-« anstatt der »Zimmerwohnung« war mir vertraut geworden.

Vorteil einer Kleinstadt kann sein, dass man schnell ein Mindestmaß an Anschluss findet, außerdem gefiel mir meine Wohnung so gut, dass ich im Zuge meiner sogenannten »Stationswechsel« im Rahmen des Referendariats nicht jedes Mal umziehen wollte, auch wenn ich zwischenzeitlich in Neubrandenburg und Greifswald meine Arbeitsschwerpunkte hatte, wo am Verwaltungsgericht ein gewisser Richter Sellering mein Ausbilder war, ein Herr, dessen späterer Werdegang uns seinen Weg zum Ende dieses Buches hin noch einmal wird kreuzen lassen. Ich sollte in Malchin am Ende für fast zwei Jahre wohnen bleiben und fuhr mit dem Auto über wegen der Schönheit der Landschaft vielfach wechselnde Wege (mit vielen Bäumen und wenig Mittelstreifen oder Leitpfosten ...) zu meinen Dienststellen. Und schnell, sehr schnell verliebte ich mich in dieses Land. Ich erwog, Busfahrer zwischen den großen und kleinen Zastrows, Passow und Loitz zu werden. Täglich diese Strecke, wechselnde Richtung – was brauchte es mehr? Nur der Name der Region blieb unhandlich und ein bisschen schroff. Von nun an werde ich mir daher

erlauben, statt »Mecklenburg-Vorpommern« das landesübliche »MV« zu benutzen – in der Sprache Gelegenheitshiesiger zu hörender »Kosenamen« wie »Meckpomm« oder »McVopp« etc. bedient sich hierzulande nämlich so recht keiner ...

Die Landschaft MVs nun gleicht – so waren damals gleich meine Eindrücke, an denen sich wenig geändert hat – wehender Wäsche! Ihr Profil ist das Profil des wogenden Meeres, ihr Versprechen jenes auffliegender Schöbe. Vorschnell erwarten wir im Küstenland vielleicht den Anblick bis zum Horizont darniederliegender Tiefebenen von Grün und Braun. Aber nein, das Auge, zeichnet es hier die Konturen der Landschaft nach, bewegt sich mit Aufwinden und Abfallen fast wie ein Segelflieger. Ein grün und gelb wogender Wäscheplatz? Womöglich hat wirklich der Vergleich mit einem die ganze weite Fläche des Landes überspannenden Wäscheplatz etwas für sich. Große Tücher wogen hier im Wind, gehalten von den wie Klammern sich reckenden Bäumen der Alleen und Wege, große Tücher, mal mit ganzer Fläche sich plusternd, vielfach aber wie durch feinere Lüftchen in sich gekräuselt und gefältelt, aufgeworfen und sich wieder schmiegend, Tücher von blaubestimmtem Grün, Laken von gelbem Grün, Bettbezüge von ausgewogenem Grün, das das Auge festhält und fesselt und zugleich beruhigt wie sonst wohl nur der Anblick des leibhaftigen Meeres. Tücher von mit den Jahreszeiten changierendem Braun, Tücher aber vor allem – oder soll ich hier Tuche sagen? –, die der Landschaft im Mai optisch ihr Gepräge und dem Betrachter für das übrige Jahr Erinnerung und Vorfreude geben, Tuche nämlich von warmem Gold. Es sind dies die Tücher, die den letzten Zweifler nach dem knarzigen nordischen Winter Schal und Mütze ablegen lassen, weil sie Frühling bedeuten und Wärme und Wohltat, die durch das Auge sich im Körper ausbreiten und ihn von innen ganz ausfüllen bis in die Zehnägel, Haarspitzen und Ohrknorpel. Man hat schon sprechen hören über Felder von – Gold? Weizenfelder in voller Reife waren gemeint oder

abgeerntete Getreideflächen in später Sonne? Und vorsichtig soll man sein mit der abgedroschenen Vokabel »Gold« als Metapher für das auch für das Auge Gehaltvolle? Dem muss ich mich widersetzen dieses Mal. Euphorie sei hier mein Ratgeber und mein übergehendes Herz: Gold ist die zeitlose, die ewige Größe für Reichtum, der sich auch dem Auge offenbart – schön für das Auge, gut für das Gefühl. Und »Gold!« ist auch lautmalerisch, was einen durchfährt, wenn man diese Felder sieht. Es gibt sie in zweierlei Gestalt, die Felder von Gold. Es gibt die mehr gründurchwirkten und doldenblütigen Goldfelder und die butterblumenorange- oder straßenschildgelben: Es gibt die Rapsfelder und die Löwenzahnfelder, Felder, die das Sehen fördern und den Fotografen, will er nicht Filter und Tricks verwenden, fordern. Ganz so wie das ganze Land!

Bei so viel heller und freundlicher Pracht wunderte mich schon sehr früh der düstere Slogan, mit dem das Land für sich zu werben sucht. »MV tut gut!« Wer länger als drei Tage hier ist, weiß das. Aber für einen hellen Werbeslogan enthält der Ausspruch zu viele dunkle »U«. Wer ein Unterbewusstsein hat, spürt das. Und nun? Mecklenburg-Vorpommern hat es schwer wie ein Sigismund Nepomuk: Der Name ist lang, sperrig, wenig melodisch und wird meist falsch ausgesprochen (eben Mecklen- statt Meecklenburg). Auch Abkürzungsversuche sind nicht leicht. Damit stehen wir nicht allein: Nordrhein-Westfalen zum Beispiel hat es nicht besser, oder Baden-Württemberg. Gleichwohl hat das Kürzel »NRW« lautmalerisch den Reiz, knarzig und ernsthaft zu klingen wie das Wesen und das Selbstverständnis seiner Bewohner (dabei habe ich das Launige – nicht: Launische – der Rheinländer nicht übersehen ...). Und »BaWü« hat den Klang niedlicher Beschaulichkeit, gleich der schwäbischen Sprache des von Tüftlern, Sinnenfreude und Urlaubsatmosphäre geprägten Ländles. Nur »MV« ist ähnlich unaussprechlich wie »MeckPomm«: plump, wie ich finde, schlimmstenfalls regelrecht imageschädlich für ein Land, das sich noch definiert, sich noch einen Namen machen

und für heiteren Tourismus ebenso ein Begriff sein will wie für frischen Forscher- und Pioniergeist.

Was also tun mit diesem Namen? Die Betonung der Versalien suchen, des M und des V? Den Schwerpunkt auf Wortspiele mit den beiden legen? MV – MeerVergnügen? Mehr Vergnügen? Mehr Vergnügen als Meervergnügen? Das Wortspiel suchen? Mecklenburg vor Pommern? Abkürzen und einfach »Mecklenburg« sagen, wie jeder Sigismund Nepomuk alsbald Sigismund und wenig später Sigi heißt? Was sagen die Pommern dazu? Nein, es muss anders gehen. Über zwei Buchstaben und zwei Denkschritte: Wofür will Mecklenburg-Vorpommern stehen? Und wie bringe ich das mit einer Abwandlung des Namens maßvoll-dynamisch zum Ausdruck, wie fülle ich »MV« mit lockenden Inhalten? MV hat eine hinreißende Landschaft, eine stellenweise schier überwältigende Meeresküste, eine sehenswerte Boddenwelt und Seenplatten, die ihresgleichen suchen. Bis hierher wäre »Mehr Vergnügen als Meervergnügen« gar nicht schlecht. Aber MV will auch Standort für ernste Forschung und Produktion sein. Also »Mehr als Meervergnügen«? Köpfchen ist es doch, was wir beweisen wollen! So:

»Unser ›MV‹: Meer und Verstand! – Mecklenburg-Vorpommern«

Und wer die Landschaft preisen, ein bisschen mit Wörtern spielen und sich auf »Deutschland – Land der Ideen« beziehen will, mag vielleicht:

»Mehr Meer und Seen seh'n – im Lande der Alleen und Ideen!«

Würde das nicht prima geh'n? Und weit mehr als nur »gut tun«?

Ein guter, ach was, ein wirklich erstklassiger Plan – und der zweite und letzte Schritt seiner Umsetzung

Soweit so gut, das Gute an Malchin ist also primär das Gute drumherum. Da fehlt einem dann gern mal die Mitte. Plan war gewesen, diese am Meer zu finden, und so gab es, als sich knapp zwei Jahre später eines Tages die Gelegenheit bot, nach Rostock zu wechseln, kein Halten. Ein richtiges Leben konnte und kann ich mir nur in einer richtigen Stadt an einem richtigen Meer vorstellen!

Sagte ich »richtiges Meer«? Quasi zur Begrüßung in Rostock machte ich, noch ehe ich auch nur eine Wohnung hatte, sehr bald einen Besuch im Schifffahrtsmuseum, das damals noch an der Steintorkreuzung auf Besucher wartete in einer Aufmachung, die zwischen altherwürdig und schlicht gammelig changierte. Besonders nachhaltig – und nicht nur positiv – beeindruckte mich dort neben den nicht unerwarteten Schiffsmodellen eine fast versteckt untergebrachte Reliefkarte, die in einem Eckzimmer an der Wand hing. Dieses Relief zeigte die gesamte Ostsee bzw., und das war das weniger Positive, »den« gesamten Ostsee. Denn es handelt sich um ein weitestgehend eng von Land umgebenes Binnengewässer. Das wurde mir hier bewusst, zum ersten Mal und zugleich in einer sich ebenfalls reliefgleich ins Hirn fräsenden Eindringlichkeit! Und ebenso, dass speziell Rostock sich nun auch noch an einem ganz besonders popeligen und engen Zipfel links unten befindet, wo die Ostsee noch gar nicht so richtig angefangen hat, Ostsee zu sein. Egal, es gelingt mir die meiste Zeit über, das zu

verdrängen. Ich lebe jetzt am Meer! Vom Warnemünder Ufer aus kann man auch beim allerklarsten Wetter das gegenüberliegende dänische Ufer nicht sehen und also seelenruhig die Illusion aufrechterhalten, da komme auch so bald nix. Und das muss genügen. Dass ich es eines baldigen Tages natürlich doch nicht lassen konnte, im Überseehafen ein Fährschiff zu besteigen, mir auf diesem bei der Überfahrt ein hohes Deck zu suchen und von dort zu versuchen, zugleich die Windkraftanlagen vor Gedser am dänischen Ufer und die Umrisse des Neptun-Hotels und eines Warnemünder Werft-Brückenkrans am deutschen Ufer zu erspähen (was, da es ein klarer Tag war, dummerweise gelang), muss ich ja nicht jedem gleich erzählen, und schon gar nicht jedem lauernden Binnenländer, der in Wahrheit aus purem Meeresneid fragt, ob es nun besser »der« oder »die« Ostsee heißen müsse ...

Ich joggte in dieser Zeit von meiner kleinen Pension in der Steintor-Vorstadt aus fast jeden Tag. Zusammen mit der Wechsel-dusche und dem Kaffee anschließend versammelte der kleine Dauerlauf gleich nach dem Aufstehen im Schnellverfahren die Lebensgeister. Mir reichte die kleine Runde durch den Lindenspark, und dessen Vergangenheit als alter Friedhof schmälerte den Genuss nicht. Es ging erst vorbei am Stein von E. Albrecht (1861–1916), weil die Sonne nur hier, im äußersten Südosten des Geländes, schon so zeitig am Park leckte. Weiter zu dem schwarzen Obelisk des Kaufmanns Wilh. Sabow (6.12.1861–4.6.1932) und seiner Frau Luise, zum kleinen jüdischen Friedhof, in dessen Ecke gleich vorne Lisa grüßt: Lisa Noschel, 15. Juli 1857–2. Juni 1925. Vorbei ging es an den Gräbern der Goldstaubs, dann führte mich die Route kreuz und quer jeden Tag ein bisschen anders durch den ganzen Park. Die Blätter sprossen zu dieser Zeit noch zögerlich. Auf einer Grabplatte balancierte eines Tages – es war kaum acht Uhr morgens – ein kleines Mädchen, Opa hielt es an der Hand, lächelte mich an. Es ist sicher kein Schaden, wenn die Kleinen möglichst früh den unbefangenen Umgang mit dem Tod lernen. Schließlich erreichte ich stets den Ausläufer des Parks am

Saarplatz. Dort winkte ich, ehe ich die Runde beschloss, immer noch dem vereinsamt stehenden schwarzen Obelisken, der an Erna Böhmer, geb. Genssen, erinnert (11. August 1865–27. März 1947). Auch tot. Ob sie darunter liegt?

An einem Wochenende Ende April wollte ich meine damalige Wohnungssuche zu einem Ende bringen. Samstags besichtigte ich acht Chancen, die meisten in der »KTV«, der studentisch geprägten Kröpeliner-Tor-Vorstadt mit ihren Kneipen, ihrer Parkplatznot und auf den Bürgersteigen überreichlich Hundekot... Ich radelte durch die Stadt. Über der Kröpeliner Straße, dem Universitätsplatz, dem Brunnen der Lebensfreude, der hier ganz anders genannt wird (gut, ich verrate es, im Volksmund ist das der »Pornobrunnen«, und wer ihn einmal gesehen hat, kann sich das auch erklären, wird aber dabei schmunzeln), schrien die Möwen. So sollte es sein! Hier, nur hier, in dieser Stadt, war ich richtig! Es wurde noch viel gewerkelt in dieser Zeit, »Erstbezug nach Sanierung«, wohin man sah. Die Wohnung in der Kirchenstraße, meine erste an diesem Morgen, sollte lange mein Favorit bleiben: gut, aber nicht luxuriös modernisierter Altbau, hohe Decken, Holzfußboden, ein großer Raum mit schönen Fenstern, Küchenraum ohne Einbauküche, aber mit Terrasse oder Balkon (noch konnte ich mir eine Etage aussuchen), gelungenes Badezimmer. Kostete wohl leider ein paar Mark mehr, das war sicher. Und was war der junge Springinsfeld mit dem schicken Kombi, der mich freundlich und fachkundig durch die Wohnung führte, für einer? Ein richtiger Makler war er nicht, sagte er. Provision würde er aber gegebenenfalls schon haben wollen. Über die Höhe könne man im Einzelnen noch reden. Und eine Einbauküche gab es auch nicht. Aber schön war sie schon, die Wohnung in dem freundlich grün neuverputzten Altbau in der Kirchenstraße.

In der Neubramowstraße war im Hochparterre eine Wohnung mit kleinem Schlaf- und großem Wohnzimmer zu haben. Verbunden waren die beiden Räume durch eine riesenhafte, schmutziggelb gekalkte Wohnküche. Mir gefiel nicht, dass mein Bett, wenn

ich mal davon ausging, dass es möglicherweise gelegentlich zwei Personen Platz bieten sollte, nur so würde stehen können, dass Müde und Kuschelwillige sich vom Fußende aus der Länge nach hineinwerfen müssten. Außerdem bliebe kein vernünftiger Platz für einen Kleiderschrank. Beides könnte komfortabel – neben den üblichen Gerätschaften – in der Küche Platz finden, aber da wollte ich es nicht haben. Im Wohn- und Arbeitszimmer, das geräumig war, sorgten zwei Fenster, deren Himmelsrichtung zu ermitteln mir Mühe machte (Norden war es nicht), zumindest an einem sonnigen Vormittag wie heute für ausreichend Helligkeit. Doch gefiel mir auch hier der billige Teppichboden nicht, der gerade mehr oder weniger durch das Zusammenflicken von Resten verlegt wurde. Noch schlimmer: plüschiger, roter Teppichboden im Badezimmer. Man verlangte mir Zugeständnisse ab, wo ich hinsah, machte aber selber bei der Miete keine. Es musste noch etwas anderes geben.

In der Fritz-Reuter-Straße kam der Mann, der mein zukünftiger Vermieter zu werden hoffte, mir auf der Treppe mit einem ordentlichen weißen Blatt Papier und einem Stift entgegen (Vertrag aufsetzen? Adresse aufschreiben? Wohnungsmängel auflisten?). Er rauchte, das sah und roch man. Die Wohnung war gut: günstige Aufteilung, halbwegs genug Raum, Einbauküche und Fußbodenbeläge. Ein bisschen teuer vielleicht, aber besser als nichts. Und doch, sie wurde es nicht, denn:

»Ach, ja, dann hätte ich vielleicht noch eine Bitte. Es ist still im Haus. Das finden wir, meine Frau und ich, die oben wohnen, ganz angenehm und sind froh darüber. Wenn sie also hier Musik hören und ihre Stereoanlage benutzen wollen, verwenden sie doch bitte den Kopfhörer!«

Erstens: Ich hatte gar keinen Kopfhörer. Zweitens: Wenn es schon so losgeht... Wir vertagten uns. Auf Dauer.

Nachmittags und abends besichtigte ich noch zwei Wohnungen. Zunächst fuhr ich bei schönstem Wetter mit der S-Bahn hinaus nach Warnemünde, am Holbeinplatz vorbei, durch Lichtenhagen,

Warnemünde-Werft. Dann war ich draußen in Rostocks eingemeindetem Seebad. Poststraße war meine Adresse. Schon schmeckte ich den Neid der anderen: Adresse in Warnemünde, direkt am Meer, Salz in der Luft, auf der Fensterbank, schon beim Aufwachen Salz in der Nase. Herz, jetzt kriegst du Meer! Den ganzen Tag? Die Miethöhe las sich vernünftig in der Anzeige. Es war ein freundliches gelbes Mehrfamilienhaus in einem Hinterhof, ein nettes Vermieterpaar aus dem Westen («Stade« sagte das Autokennzeichen), das mir die Reize der gewaltigen, altdeutschen Küchenfront sowie des im Verhältnis zur Wohnung reichlich großen Badezimmers schmackhaft zu machen suchte, obgleich ich noch gar nicht kritisch dreinblickte, da war ich sicher und ahnte zugleich, dass sich wohl schon ein paar potenzielle Mieter zurückgezogen hatten. Und Bedenken hatte ich auch: Von den fast vierzig Quadratmetern der Wohnung entfielen gerade mal sechzehn auf das eigentliche Zimmer, wo ich wohnen, arbeiten und schlafen wollte. Zu eng. Zu viel Küche. Zu viel Bad. Nachdenklich und leicht schlurfenden Schrittes nahm ich Abschied von der Warnemünder Adresse.

Eine Wohnung gab es nun noch: ehemalige Friedrich-Engels-Straße. Beste, zentrale Lage, ein stattliches Haus von kurz vor der Jahrhundertwende, ich hatte es gestern schon kurz von außen gesehen. Klassizismus, Historismus vielleicht. Ich würde im dem großzügigen, blühenden Garten zugewandten Anbau wohnen. Aber ich hatte die Wohnung noch nicht gesehen. Es empfing mich Frau Volt, die Eigentümerin der Wohnung. Meine zukünftige Vermieterin? Wir machten einen Gang durch den Garten. Er ist herrlich. Kultiviert und abgestimmt blühend hier, an anderen Stellen wild, mit angelegten Pfaden und spontanen Schneisen, drei bergend beblätterten Birken, ein paar Obstbäumen, selbst ein kleiner Spielplatz hatte Raum: reichlich zweieinhalbtausend Quadratmeter, mitten in der Stadt. Oase der Ruhe? Zu fad! Grünes Refugium klang besser! Bunte Zuflucht, Stätte farbvergnügter Einkehr – ein Traum! Und doch nicht Frau Volts ganzer Stolz,

bestenfalls die Hälfte, denn dem Garten entsprach das Haus: Der Traum ging weiter. Rückübereignungsverfahren nach der Wende, langwierig, natürlich, aber am Ende hatte man »diesen Kasten gewonnen«, wie Frau Volt sich ausdrückte, der, als Doppelhaus mit Anbau (»Gartenhaus«), leicht zehn Wohneinheiten Platz bieten würde und von vornherein nicht versteckte, dass sein Charme nur geweckt werden musste. Zunächst aber waren die Schätze bestenfalls zu ahnen gewesen, und man hatte das Gebäude vor allem zur Renovierung überantwortet bekommen. Offenbar hatte man bei null oder noch darunter begonnen. Nicht viele Balken, die frei von Schwamm waren, nicht viele Wände und Decken ohne Feuchtigkeit, Mieter, mit denen Regelungen getroffen und eingehalten werden mussten, und dabei stets die Vision vom eines Tages prachtvoll, in pastellartem Gelbton wieder erstrahlenden Gebäude. Für mich war ein gefällig sich erweiternder Raum vorgesehen, der gleichzeitig Durchgang war und der vorhandenen Einbauküche nebst Essecke (große Fenster nach Westen) in ansprechender Weise Platz bot, dazu eine Ecke, die wie gemacht war für den Einbau eines großzügig dimensionierbaren Hochbetts, unter dem man begehbares Schrank, Ankleidezimmer und Abstellraum in einem anordnen konnte, und schließlich – ein traumhaftes, helles, dem Garten zugewandtes Wohn- und Arbeitszimmer! Klein war nur das Bad. Also: ungewöhnlicher Zuschnitt, hohe Decken, ausreichend Quadratmeter, eine Mietpreishöhe, die mich einmal vernehmlich schlucken ließ (weil sie vielleicht angemessen, die Wohnung selbst, berücksichtigte man auch das Umfeld, meinen Verhältnissen aber nicht recht angemessen war ...) – ich überlegte nicht mehr, ich schlug ein.

Und auch Frau Volt, deren Name durchaus Programm war, war erfreut: »Das Technische machen Sie dann mit meinem Mann, der kommt am Wochenende aus Stralsund!«

Im Hinausgehen sah ich vom Türrahmen aus noch einmal an die Decke des großen Zimmers meiner zukünftigen Wohnung. In der Mitte hing eine Stuckrosette. Die Wohnungen im Haupthaus

waren teilweise verschwenderisch mit Stuckornamenten und Rosetten an den Decken ausgestattet. Auch im Treppenhaus waren regelrechte Fresken und musterartige Verzierungen geschaffen und wieder freigelegt worden, die diesen Bereich herrschaftlich und gediegen, aufgrund ihrer freundlichen Farbgestaltung aber nicht über Soll Ehrfurcht gebietend oder beklemmend wirken ließen. Dieses Treppenhaus erhob sich für seinen Betrachter. Dazu war es da. Es erhob sich nicht über ihn, wie in manch anderem alten Haus. Und die Rosette in meinem Zimmer? Die Wohnung lag überwiegend im eher schmucklosen Anbau des Gebäudes und war im Übrigen frei von Stuck. Und selbst von hier, von der Tür, aus rund drei Metern Entfernung sah ich, dass es sich bei dem Ding in der Deckenmitte des gut zwanzig Quadratmeter großen Zimmers um eine Baumarkt-Styropor-Rosette von kaum vierzig Zentimeter Durchmesser handelte, aus deren Mitte strunkig die Kabel für eine Deckenlampe wucherten. Wie mochte sie gemeint sein? Scherzhaft als Trost für die profan gestaltete Decke wäre sie zugleich eine augenzwinkernde Parodie. Sollte sie ernst gemeint sein, taugte sie allerdings auch als Parodie. Auf die Verantwortlichen ...

Einige Tage später holte ich noch Sachen nach. Zwischen Gudow und Zarrentin bricht die Autobahn aus dem Wald hervor, und hier steht auch das Schild: Herzlich Willkommen in Mecklenburg-Vorpommern. Danke, du doldenblütengoldgelbes Paradies! Es war Mai, die Zeit der blühenden Rapsfelder, Gold, Gelb, Glanz, Sonne, seichte Wellen im Gelände, Backsteinbauten, Alleen in der Ferne, viel Grün, satt, fett. Eine Landschaft eben wie die Wäschepinne im Bauerngarten, an der Laken und Tücher mit gelbgrünen Karos trocknen, manche liegen steif im Wind, die anderen flattern wild, und die Alleebäume sind wieder die Wäscheklammern, die stoisch Sorge tragen, dass alles am Platz bleibt! Zeit, auf die Fahrbahn zu achten! Ihr Naturschätze, man sieht sich!